

(13. Fortsetzung.)

Ich antwortete ihm, denn Charlotte war taum eines Wortes fähig.

„Ich führe gern mit“, sagte er noch hinzu, „aber es ist leider unmöglich: nun muß ich Euch Gottlieb anvertrauen. — Bringt sie glücklich wieder, Alter, und laßt Euch nicht beschwären, den Richtweg durch die Wolfslöcher zu nehmen; es darf nicht auf eine halbe Stunde ankommen.“

„Gerhardt!“ sagte Charlotte, und ihr schönes Gesicht bog sich zu ihm hinüber, „ich danke Dir!“

Er drückte gerührt einen Kuß auf die Stirn.

„Adieu, Charlotte! Adieu, Cousine!“

Die kräftigen Pferde zogen an und pfeilschnell und lustig klingelnd flog das leichte Gefährt in den sinkenden Abend hinaus.

Es war ein stiller, klarer Winterabend, ringsum das weite, weiße Land, und seitwärts in der Ferne die verschneiten Berge. Im Westen lag noch ein mattes Gelb am Horizont, aber über uns begannen schon die Sterne zu funkeln; kein Laut weit und breit als das Klingeln unserer Kloden und dann und wann das Knallen der Peitsche. Hier und dort lag ein Dorf am Wege, wir sahen die erleuchteten Fenster unter den weißen Dächern und wüthendes Hundebell begleitete uns; dann ging's wieder auf die einsame Landstraße hinaus und endlich hogen wir in den Wald. — Wer hat schon einen Wald im Schilde des Anhangs gesehen und klammerndes Mondlicht darüber ausgegossen, daß es funkelnd und glitzert, als wären Millionen Diamanten ausgestreut? Es ist das Freehafte, was man erblenden kann in unsern nordischen Ländern, so schön, daß es kaum zu schildern ist! Ein Ausruf des Entzückens entschlüpfte meinen Lippen.

„D, Charlotte, sieh!“ rief ich; aber sie antwortete gerührt, nur Gottlieb theilte meine Freude, und so ging es schweigend weiter, immer weiter hinein in den verschneiten Wald.

Es war eine enblose Fahrt, und zuletzt drang die Kälte durch Pelze und Mäntel.

„Dauert es noch lange, Gottlieb?“ erkundigte ich mich leise. „Eine halbe Stunde“, erwiderte er. Und da regte sich Charlotte.

„Sind wir schon im fälteroberen Revier?“ fragte sie dann.

„Schon lange, gnädiges Fräulein.“

„Mit einem Ah!“ der Erleichterung richtete sie sich aus der liegenden Stellung empor.

„Endlich!“ Klang es aus volstem Herzen heraus. „Endlich, Lena, und das ist gut. — Sieh! davon habe ich jede Nacht geträumt, jede Nacht bin ich durch diese Wälder gefahren zu ihm. O, welche Seligkeit, daß es im Wachen ist heute, daß ich mich freier bewegen habe von allen Rücksichten, die das Ebelste, das Beste, was in Menschenherzen wohnt, das rechte, edle Lieben erlösen wollen. O, Lena, ich bin befreit wie von einem entsetzlichen Alp!“

In diesem Augenblick bog der Schlitten in einen Nebenweg und am Ende dieses Weges tauchten zwei helle schimmernde Punkte auf.

„Das Forthaus, gnädiges Fräulein!“ sagte Gottlieb, die Pferde anhaltend. „Soll ich vorfahren, oder wollen Sie aussteigen? Ich meine, die Hunde werden einen gewaltigen Lärm schlagen.“

„Nein, ich feige hier aus“, rief Charlotte. „D, ich kenne ja Alles ganz genau aus seiner Beschreibung.“

Und im nächsten Augenblick hatte sie die Verfüllungen abgeworfen und war elastisch aus dem Schlitten gesprungen.

„Ich fahre langsam nach“, erklärte Gottlieb und half mir beim Aussteigen.

Nun schritt ich hinter Charlotte auf dem schmalen Pfade, der in den Schnee getreten war, und die zwei hellen Punkte wurden größer und die Umrisse eines Hauses hoben sich dunkel von dem schneehellen Hintergrunde ab.

Es war ein stattliches Gebäude, das da vor uns lag in klammerndem Mondlichte, umfanden von alten, riesenhafte Bäumen, die ihre kahlen Zweige wie schüßend über das weiße Dach mit dem spitzen Giebel streckten. Breite, mächtige Stufen führten zu der Hausthür empor, deren plumpes Schmiedwerk das Schneegestöber mit zarter Hand in allen Kontouren nachzeichnete hatte.

Ueber der Hausthür prangte das Wahrzeichen einer Jägerheimath, ein prächtiges Hirschkopfe; und ringsumher standen die großen Wälder, und die Nacht hielt sie umfangen mit feierlichem Schweigen; kein Laut, kein Ton in weiter Runde, der an die Welt draußen mochte; es war ein Frieden, eine keusche Abgeschlossenheit um dieses einsame Jägerhaus, die fast überwältigend war.

Charlotte stand vor den schneebedeckten Stufen; die Kapote des pelzgefütterten Mantels war halb von ihrem blonden Haar gegliedert und das süße Gesicht sah in dem bloßen Mondlichte erschrocken leblich hervor; ihre Wäde hingem mit verzehrender Sehnsucht an den zwei hellerleuchteten Fenstern; sie hatte die Hände über die Brust gefaltet und achlos

traten ihre Füße in den hohen Schnee. „Dort! Dort drinnen!“ flüsterte sie, „Tante Edith und Er — und Er!“

In stummer Hast, als gälte es, mit jeder Minute zu geizen, eilte sie nun die Stufen hinan, der Mantel glitt von ihren Schultern und lag wie ein dunkler Schatten auf dem hellen Grunde, aber sie merkte es nicht; ihre Hand erhob den blühenden Klopfer und ließ ihn heftig auf die Metallplatte fallen; im Hofe schlugen die Hände an; ich lehnte mich herzlichlospend an das eiserne Geländer der Freitreppe und schloß die Augen.

Da wurde die Thür aufgethan, der Ruf einer Männerstimme scholl hinaus in die stille Nacht:

„Charlotte! Charlotte!“

Erstatternd hallte es wieder in meinem Herzen; niemals vergesse ich jenen Ton, jenen tiefen leidenschaftlichen Klang! Eine ganze Welt von Weh und Jubel lag in dem einfachen Mädchennamen. Köstlicher Lichtschein, seltsam mit dem bläulichen Glanze des Mondlichtes vermischt, fiel aus der Thür, auf deren Schwelle die schlankte Gestalt des Mädchens stand; sie hatte sich herniederbeugt und ihre beiden Hände umfahnen das Haupt des Mannes, der vor ihr niedergefunten war; und „Charlotte!“ wiederholte er noch einmal, „Charlotte!“

14. Kapitel.

Wendhusen war einsam geworden. Gerhardt und Charlotte hatten ihre Reife nach dem Süden angetreten und Ferra war mit Kind und Besoldung nach Berlin gereist, um doch wenigstens etwas vom Falschung zu genießen: Theater, Concerte und ein Rout verträgen sich ja wohl mit der Trauer, meinte sie, man könne hier nervös werden in der Einsamkeit!

Tante Edith und ich im alten Kloster, Frau von Demphoff in der Villa, waren zeitweilig die einzigen Anwesen der weiten Räume am Wendhusen.

Und der Winter zog an den dicken Mauern vorüber mit seinen Unbilden, seinem Schneetreiben und Regengüssen; einformig gingen und kamen die Tage, und jeden Abend lächelte ich einen Kreisbrief an meiner Studentin aus; das hatte mit Gottlieb als ein bewährtes Mittel empfohlen, die Zeit rascher vergehen zu lassen, und der alte Mann hatte es sich nicht nehmen lassen, selbst eine Anzahl solcher Striche auf das braune Gefäß der Thür zu malen.

Das war ein schwerer Tag für mich gewesen, in dem Gerhardt und Charlotte kamen, um Tante und mir Adieu zu sagen! Ich konnte auch nicht anders, ich weinte wie ein kleines Mädchen, als Charlotte mir immer wieder einen Kuß auf meinen Mund drückte.

„Ich schreibe fleißig, Lena“, sagte sie, „und Du antwortest mir, nicht wahr?“

Ich nickte und sah in ihr schönes Gesicht. Wir waren seit jenem Abend im fälteroberen Forsthaus erst recht Freundinnen geworden, und in der späten Nacht da wir zurückfahren nach Wendhusen, da hatte sie ihren Arm um mich geschlungen und mir tausend Schmeichelnamen gegeben, und warme Dankeswörter waren in mein Ohr gesungen; ich hätte ja zuerst das ausgesprochen, was sie schon so lange im Herzen getragen!

„Und bist Du nun ruhiger, Charlotte?“ hatte ich dann gefragt.

„D, Lena“, antwortete sie, „ich kann Dir gar nicht beschreiben, wie es war in meinem Herzen, und wie es jetzt ist! — Weißt Du noch, als wir im Sommer einmal von dem fälteroberen Gemüth überrascht wurden auf unserm Spaziergange? Erinnerst Du Dich, wie sich die Bäume im Sturme bogen und schwannten, nicht wissend, wie sie sich behaupten sollten in dem tosenden Wetter? Sieh, so war es mit mir, jetzt so hatte es mein Herz gepackt und es ruhte nicht, bei ihm es sich bergen sollte, bei ihm Schicksal suchen in dem wilden Sturm der Gedanken und Empfindungen. Und dann nachher, als Donner und Bliz vorüber waren, als nur noch ein leises Tröpfeln über uns dahinzog — noch war der Himmel bedeckt, noch schien die Sonne nicht wieder, aber gleichwohl ging ein Aufatmen durch die Natur, eine friedvolle Ruhe —, der zerteilten an einer Stelle die Wolken und ein Stück des blauesten Himmels leuchtete hervor. — So ist's in mir Lena; noch scheint meine Sonne nicht wieder, noch lange, lange nicht; aber der Sturm hat ausgetobt, es ist Friede hier innen, und ein Stückchen blauen Himmels sah ich doch, als ich vorhin meinen Namen von ihm rufen hörte, als ich ihm in das so liebe, blaue Gesicht blies, und aus seinen Augen las, was er gelitten in der Zeit unserer Trennung; als ich empfand, wie ein kleines Wörtchen Wunder thun kann wenn es die Liebe spricht. Ich hab Frieden gefunden, Lena, weil ich g'ihan, was meine Pflicht war!“

Und so sah ich denn in ihre leuchtenden Augen:

„Ja, Potzchen, ich schreibe, so oft Du willst, Alles, Alles, was hier passiert.“

Gerhardt's Abschied aber war merkwürdig; er ging so ungeduldig im Zimmer auf und ab, und endlich sagte er sogar zu Charlotte, und seine Stimme klang ärgerlich:

„So, nun ist's genug des Küffens, Schwester!“

Und als diese sich betroffen umwandte, trat er zu mir und reichte mir flüchtig die Hand mit beinahe finsterner Miene:

„Leben Sie wohl, Cousine.“

Aber an der Thür lehnte er noch einmal um, und vor mir stehen bleibend, nahm er meine Hand wieder in die seine. Charlotte war schon draußen im Korridor und Tante Edith hatte sie begleitet.

„Magdalene“, sagte er weich, „wissen Sie noch, was Sie mir versprochen haben?“

Ich nickte stumm; die Thränen flossen mir wieder aus den Augen.

„Sie müssen nicht weinen, Cousine, was sind ein paar Monate der Trennung von — Charlotte? Wie bald sind Sie dahin, und dann — es giebt ja kaum noch eine Entfernung, in 48 Stunden kann man hier sein, in noch kürzerer Zeit; das bedenken Sie. Es lohnt sich kaum, daß man Adieu sagt, ich meine, man muß heut' zu Tage keinen feierlichen Abschied nehmen; es ist für mich das Schrecklichste, was es giebt, jenseit eine thronreiche Trennungsgene.“

„Trotzen Sie die Augen, Lena, und lachen Sie noch einmal, ehe ich gehe, ich sehe Sie sonst beständig weinen vor mir.“

„Ich verlaute zu lächeln, aber es mißfällt total.“

„Sehen Sie mich an, Cousine“, bot er; ich blickte zu ihm empor, aber die dicken Thränen in den Augen ließen ich mir nur ganz undeutlich erscheinen.

„Adieu, Lena!“ sagte er noch einmal, „und wenn ich zurückkehre, haben Sie wohl wieder die hübschen Locken statt der gerissenen Zöpfe, nicht wahr?“

Da mußte ich doch lachen; es war ja zu tomisch, auf einmal die Locken zu vermissen, die ich schon so lange nicht mehr trug.

„D, Wetter!“ rief ich, „dann sehe ich ja aus wie ein laubfreies Zigeunermädchen!“

„Eben darum!“ versicherte er ernsthaft; „aber weh, beauptet denn das?“

„Ferra!“ erwiderte ich, noch immer lachend.

„So? Und wenn es Frühjahr werden will, dann stallern sie wieder um das Köpfchen, nicht wahr? Für jetzt habe ich nichts gegen die Zöpfe. Sehen Sie, nun habe ich erreicht, was ich wollte — da lachen Sie. Aber jetzt muß ich fort, ehe es wieder ernsthaft werden will!“

Und in demselben Moment hatte sich sein blonder Kopf herniederbeugt, auf meiner Stirn küßte ich einen Kuß, so leise und schon kaum zu merken; und „Lebwohl, Magdalene!“ flüsterte seine Stimme an meinem Ohr; dann schritt er, ohne sich umzufehen, aus dem Zimmer.

Verwirrt schaute ich mich nach; als aber die Thür hinter ihm zufiel da schlichete ich in meine Stube, und dort borg ich mein glühendes Gesicht in die Rippen des alten Sophas. Mir war auf einmal zu Muth, als seien Himmel und Erde aus den Fugen gegangen! Ein fortgesetztes Träumen überkam mich während der einsamen Tage, die nun folgten. Was da alles durch mein junges Herz gegangen — ich weiß es heute nicht mehr, aber es waren süße, seltsame Zeiten. Stundenlang konnte ich in einer Fensterstube sitzen und nach dem Park draußen schauen, stundenlang in der Dämmerung am Kamin hocken und, ein paar von Tantes Kägen jählich im Schooß, die sprühenden Flammen beobachten; und Abends lag der Atlas auf dem Tische und meine Finger folgten den Reifenden auf der Karte, während meine Phantasie sich die schneeigen Alpen und italienische Landschaften vormalte.

Tante Edith ließ mich ruhig gedächtern; gütiger und jählicher zu mir als je, verzeigte sie mich, als sei ich eine kleine Prinzessin. Sie war so selbstlos, die zarte, schwergeprüfte Frau, und seit jenem Abend, da Charlotte so unversehrt das Haus Robert's betrat, war wieder die alte Zuersticht und Dankbarkeit bei ihr eingetehrt.

„Sieh, Kindchen“, sagte sie noch an demselben Abend zu mir, „sieh, so mußte es kommen, sie wären sonst beide zu Grunde gegangen; Du glaubst nicht, in welcher verzweifeltsten Zustande ich Robert ein paar Stunden zuvor fand; Gott sei gelobt, er hat nun wieder Muth zum Weiterleben.“

Und in ihrer Dankbarkeit konnte sie sich nie Genüge thun, für Andere zu sorgen und zu helfen; ein Jeder, der ein Leid im Herzen trug, fand Trost bei ihr; jeder Kranke, jeder Arme Hülf und Rath; an Alle dachte sie, nur nicht an sich selbst.

Zwischen Ferra und Tante aber kam es vor der Abreise der Ersteren noch zu einer unerquicklichen Scene.

Anfänglich hatte Ferra die Absicht gehabt, in Wendhusen zu bleiben; sie erzählte wenigstens, als sie etwas verdrießlich ins Kloster herüberkam, daß sie sich verpflichtet dazu fühle; sie habe Gerhardt versprochen und irgend „Wer“ müßte doch auch zugegen sein, denn mit Mama sei seit Joachim's Tode kein vernünftiges Wort zu sprechen.

Sie schlief sich halbe Tage lang in ihr Zimmer ein, und wenn sie dann Mittags zu Tisch komme, habe sie nicht Augen noch Ohren, weder für sie — Ferra — noch für den kleinen süßen Bub, der doch gar zu reizend sie jetzt mit seinem kindlichen Geplauder.

Nun habe sie eine so dringende Auforderung von einer lieben Freundin bekommen, daß es geradezu ungezogen sei, dieselbe auszuschlagen, und deshalb reise sie morgen schon. Gerhardt werde den Entschluß wohl billigen, sie wolle von Berlin aus an ihn schreiben.

„Dann wird ihm allerdings nichts Anderes übrig bleiben“, lächelte Tante Edith, „indessen glaube ich auch, daß Dir Gerhardt sehr gern eine kleine Abwechslung gönnt, Ferra. Nur meine ich, wenn Theresen — „Deine Mutter“ — verbesserte sie sich, „so lebend ist, wäre es doch gut, wenn eins von der Kindern in ihrer Nähe bleibe, falls sie —“

„Krant werden sollte!“ vollendete Ferra. „Aber, beste Tante, Mama und krant werden, mit ihrer robusten Gesundheit? Ich wette mit Dir so hoch Du willst, Mama überlebt uns Alle, wie wir da sind, Gerhardt und Charlotte und mich; der Einzige, der diese feste Konstitution von ihr geerbt hatte, war Joachim und dem hat sie leider nichts genügt. — Ich bitte Dich, Mama krant werden! Sie, die keine Abnung hat, was Nerven sind, der noch nie ein Finger weh that!“

„Wie Du meinst“, entgegnete Tante Edith kühl, „Du mußt wissen, was Deine Pflicht ist.“

„Allerdings!“ gab Ferra gereizt zurück, „das weiß ich; meine Pflicht ist die, mich meinem Kinde zu erhalten; und meine Nerven sind mehr wie Laupfau der Katastrophe mit Joachim.“

„Schon wieder betonte sie Joachim.“

„Ich hatte vor Weihnachten meine Reise aufgegeben, Gerhardt's wegen; nun fühle ich, es geht nicht länger so, ich muß mit einem Arzte sprechen.“

Tante Edith sah die junge Frau verwundert an — wie war sie verändert seit kurzer Zeit! Wo war das sanfte, sich füllende und schmeigende Wesen geblieben, in dessen Rauber sie sich Allen noch jählich gezeigt?

„Ich muß weiter gehen“, fuhr sie fort, und die Röthe des Unmuthes färbte das schöne Gesicht, „ich finde es für unrecht von Gerhardt, nach Italien zu gehen; wenn es ihm bis jetzt nichts genügt hat, ist es überhaupt überflüssig. Den ganzen Tag preibet er: „Wir müssen sparen!“ Sparen ist das Lösungswort bei uns geworden; ich wundere mich nur, daß er es nicht als Devise über den Eingang der Villa hat anbringen lassen. Und trotz alledem wird diese Reise unternommen, und damit nicht genug, nein, Lotte muß mit, Lotte ist elend, es muß etwas für sie geschehen! — Ich kann sagen, daß sie vernünftiger Weise resusitieren wollte, aber — behüte der Himmel! Sie wurde überredet, und trotz allem Sparen geht sie mit! Und warum? Nur weil sie ein wenig blaß aussieht und stiller geworden ist, etwas, wofür ich täglich Gott gedankt habe; es war kaum noch auszuhalten, ihr vorlautes Wesen. — Ob ich aber einer Erholung bedürftig bin, danach hat Gerhardt nicht gefragt; mir würde Italien auch nichts gebracht haben!“

„Du bist ungerecht, Ferra“, unterbrach Tante Edith sie ernst. „Daß Gerhardt der Tod des Bruders und noch so Verschriebenes arg mitgenommen, das konnte Jedermann sehen; kein Mensch sprach bisher mit solcher Ueberzeugung von Gerhardt's Krankheit wie Du; und nun er etwas dafür thut, erweist Du Dich in ganz unnötiger Weise. Daß übrigens Charlotte zu ernstlicher Besorgniß Veranlassung gab, kannst Du wohl kaum in Abrede stellen.“

Ferra lächelte.

„Liebste Tante“, sagte sie lebhaft. „Du wirst wieder gegen Gerhardt, noch gegen Charlotte jemals Partei nehmen, es wäre auch unerbittlich in der That. Glaube aber, bitte, nicht, daß Ferra von Riedingen zwischen Euch steht, ohne zu bemerken, was um sie herum geschieht! Was Charlotte's Krankheit ist, das weiß ich sehr wohl; aber man stirbt doch nicht von einem bißchen Liebesthummel, das kannst Du mir glauben.“

Tante Edith's blaßes Gesicht röthete sich vor Aufregung.

„Du allerdings nicht, Ferra!“ sprach sie laut und legte aufstehend ihre Arbeit auf den Tisch, „weil Du gar nicht beurtheilen kannst, was Lieben heißt, mit Deinem oberflächlichen Charakter.“

„Aber, Tante Edith, ich bitte!“ erwiderte Ferra, mehr erkaunt als zornend, „jetzt bist Du ungerecht. Daß man nicht an einem verlorenen Liebesglück stirbt, kannst Du an mir sehen.“

„Deutele nicht an Deinen Worten und drehe nicht um, was Du gefagt hast“, rief Tante Edith beschuldigend, so daß Ferra, die wohl noch nie in solchem Tone von der sanften Frau angeredet sein mochte, verwirrt still schweig.

„Ich dulde nicht, daß über Charlotte ein häßliches Wort gesagt wird“, fuhr sie zornend fort, „denn so steht tausendmal höher als Du, mit Deinem jammervollen Egoismus! Glaube, daß die alte Frau hier vor Dir Dein Treiben längst durchschaut hat; ich kenne den Jwed jeder Deiner Handlungen — Du verstehst mich, ich sehe es an Deinen Mienen, und somit ist es überflüssig, Dir mit düren Worten ins Gesicht zu sagen, für was ich Dich halte. — Nur dies Eine noch, Deine Arbeit, Deine Selbstverleugnung war — vergessens; das kannst Du mir glauben!“

„Ich weiß nicht, was Du meinst, Tante“, stammelte Ferra mit Thränen im Auge. „Ihr seid alle so heftig zu mir und so unfreundlich, und ich kenne doch wahrhaftig Niemanden et was zu Leid!“

Sie schritt zu Tante hinüber und das reizende Gesicht sah sie bittend an.

„So sag doch, was Du an mir zu tadeln findest“, bat sie. „Ach Gott! Es ist ja gern möglich, daß ich mitunter ein wenig egoistisch bin; Riedingen hatte mich so sehr verwohnt.“

Tante Edith blickte sie sprachlos an. Sie hatte offenbar erwartet, eine heftige, ungeduldige Antwort zu erhalten, nun drehte und wand sich dieser allglatte Frauencharakter, und wie ein geschollenes, reumüthiges Kind lag er, Verzeihung bittend, gleichsam zu ihren Füßen.

„Sieh, liebste Tantechen, ich meine es ja nicht böse“, fuhr sie schmeichelnd fort, „wenn ich sage: Charlotte stirbt nicht von ihrem Liebesthummel. Da sie einmal so unvorsichtig war, eine Reizung für Robert zu lassen, hätte sie so wie so unermehliche Kämpfe durchzumachen gehabt, denn Mama würde ja nie und nimmer mit jener Heirath einverstanden gewesen. So hat es Gott noch zur rechten Zeit gelöst, wo die Liebe noch nicht so tief, noch etwas Unausgesprochenes war; jetzt wird und muß sie es überwinden. Sieh, so meinte ich das —! Bitte, zürne mir nicht, ich finde es ja selbst so traurig.“

„O, Ferra!“ sagte Edith und entzog der jungen Frau die Hand, die sie eben an die Lippen führen wollte, „ich möchte meinen über Dich!“

Und ein Schlüsselbund ergreifend, ging sie so energischen Schrittes, wie sie es nimmer an Tante gewöhnt war, aus dem Zimmer.

Ferra sah ihr nach; sie hatte ein Taschentuch in die Hand genommen, und kaum schloß sich die Thür hinter der alten Dame, so warf sie sich in den nächsten Sessel, preßte das Tuch vor ihr Gesicht und fing an, bitterlich zu weinen.

„Liebe Magdalene“, sagte sie, nach einer Weile sich emporrichtend, und sah zu mir herüber mit dem verpeinten Augen. „Sie glauben nicht, wie unglücklich ich mich fühle; keiner versteht mich hier, ich bin fremd unter den Meinen, und wo ich meinte, auf Mitleid und Schonung rechnen zu dürfen, da wird mir Wehtrauen zu Theil.“

Ich war verlegen und fand keine Antwort. Die elegante, schöne Frau sah selbst in ihren Thränen nicht mitleidsbedürftig aus, es fehlte ihrem Schmerz etwas; was es war, konnte ich in dem Augenblick nicht erkennen; erst viel später fand ich es — die Wahrheit.

„Als ich so alt war wie Sie“, fuhr sie fort, „da hatte ich schon eine große Enttäuschung erlebt, und als ich einige Jahre später sie überwinden glaubte und vertrauensvoll Riedingen meine Hand gab, da —“

Und nun folgte eine Beschreibung ihres unglücklichen Lebens, die mir das Blut siedend in die Wangen trieb; es war das Sittengemälde einer modernen Ehe, in welcher der Mann, ein notorischer Wüßling, die arme, ihn innig liebende Frau auf jede Weise vernachlässigt, trinkt, beschimpft.

„Ich war damals so weit, meinem Leben ein Ende zu machen!“ schloß sie.

„Aber Sie hatten doch Ihr Kind, Ihr kleines Kind!“ rief ich, um etwas zu erwidern.

„Ja, meinen süßen Liebling, aber er war noch so klein, ich konnte ihm doch nicht Leid und Kummer klagen. O, überlegen Sie ja recht, Lena“, fuhr sie fort und ließ die Netzerln ihrer Falstette durch die Finger gleiten, „ehe Sie einmal einer Bewerbung Gehör schenten; ich wäre tausendmal glücklicher, hätte ich mich nie verheirathet! Man liebt, man wirbt sich zur Skavin herab, man erträgt alle Launen mit unerschöpflicher Geduld und erntet nichts als Unbarm; Alles was man sich als Mädchen Schönes erträumt und erhoffte, geht unter dem empörendsten Egoismus unferes Herrn und Gebieters. Und so sind's Alle, die Männer, Alle! Ich verachte das ganze Geschlecht!“

„Das ist nicht wahr, Ferra“, sagte Tante Edith kühl, die eintretend die letzten Worte gehört hatte; „Gott sei Dank, es giebt auch Ausnahmen. Ich bitte Dich, theile dem jungen Dinge dort nichts von Deinen Erfahrungen mit, sie bekommt eine total unrichtige Auffassung solcher Verhältnisse.“

„Alle Männer sind Egoisten“, wiederholte Ferra sanft übergehend, nur ihre Augen blitzten unheimlich zu Tante hinüber.

„Der Deine war es, der meine war es, Alle sind es auf dem Erdenrund, und Gerhardt, Dein vielgepriesener Gerhardt, ist einer der hervorragendsten dieser Spezies — Verzeihe, liebe Tante, daß ich diese Wahrheit ausspreche vor jenen unschuldigen Ohren, indessen immer werden sie sich dieser Ueberzeugung auch nicht verschließen können. — Ich beklage es aber, Dich heute befähigt zum Tadeln reizen zu müssen, liebe Tante; ich bitte Dich, verzeihe mir, und verzeihe mir auch, daß ich trotz Deiner Mißbilligung nach Berlin gehe; wenn ich zurückkomme, sind meine Nerven hoffentlich nicht mehr so reizbar.“

Sie nahm ihren Mantel und beugte sich, Abschied nehmend, über Tantes Hand, und mir mit einer kühlen

Freundlichkeit zurückend, verließ sie das Zimmer.

„Ferra ist ein beklagenswerther Charakter, sie hat nie verstanden, sich mit dem zu begnügen, was sie besaß; Unzufriedenheit macht das Leben zur Qual und treibt zu thörichten Dingen“, sagte Tante Edith, als die junge Frau gegangen war.

Sie nahm ihr Strickzeug wieder zur Hand, schlug ein Kapitel in einem Romane von Walter Scott auf und versenkte sich, ohne noch ein weiteres Wort zu verlieren, in den Altkümmeler. Sie wollte mir augenscheinlich zeigen, wie wenig Werth sie auf Ferra's Raisonnement lege.

(Fortsetzung folgt.)

Uruguay.

Ueber die inneren Verhältnisse der südamerikanischen Republik ist man in den Ver. Staaten nur schlecht unterrichtet. Zwar haben wir ein Bureau der amerikanischen Republik und dessen monatlich erscheinendes Berichtsheft trotz von merkwürdigen Mittheilungen aller Art, aus denen die amerikanische Handelswelt manches lernen könnte, wenn sie nur nicht so sehr im Souveränitätsgefühl befangen wäre; indessen in das politische Leben dieser Staaten kann uns das Heft nur ungenügenden Einblick geben. Es muß sich, als offizielle Publikation, wohl davon fern halten, und zwischen den Zeilen ist wenig zu lesen. Will man sich darüber unterrichten, so muß man die Zeitungen der europäischen Länder zu Rate ziehen, von Deutschland, Frankreich, Italien, weniger England, in denen den kommerziellen Beziehungen ein gut Theil politischen Hintergrundes gegeben wird, der notwendigerweise nicht übersehen werden darf, wo die Konjunktur des Handels in Betracht kommen.

Legst du von einer Revolution in Uruguay berichtet worden, die ihre Wirkungen nach Brasilien sowohl wie nach Argentinien erstreckt. Zwischen diesen beiden Ländern mit ihrem riesigen Bodenschatz ist Uruguay gewissermaßen ein Pufferstaat, ähnlich wie Belgien und die Niederlande zwischen Frankreich und Deutschland, wiewohl der Vergleich in so weit hint, daß, während diese beiden Länder sich in unabhärriger Unabhängigkeit halten, Uruguay ein, von natürlichen Verhältnissen gegebene, Hinneigung zu Brasilien zeigt. Geographisch gehört, wie wir dem Berichte einer deutschländischen Zeitung entnehmen, Uruguay fast zu Brasilien. Und wenn nicht der Unterschied in der Sprache wäre (man spricht dort spanisch), so könnte es sehr leicht als Bundesstaat dem brasilianischen Staatenbunde beitreten.

Noch härter ist die Gemeinamkeit der wirtschaftlichen Interessen. Montevideo kann sich als Hauptstadt des selbständigen Kleinstates Uruguay niemals zu einer Großstadt entwickeln, die in der Lage wäre, mit Buenos Aires zu konkurrieren, der Alleinherrscherin des Laplata-Verkehrs. Demgegenüber böte Brasilien für den Fall, daß Uruguay seinem Freistaatenbunde beitrete, für Montevideo den Rang einer Hauptstadt des brasilianischen Südens. Bis Montevideo sollen die großen Eisenbahnlirnen reiden, welche Brasilien nordwärts durchschneiden. Kurz, Montevideo würde durch einen zollpolitischen Anshuß an Brasilien ein ertragsreiches und unbegrenztes Hinterland erhalten.

Diese Aussicht hat in Uruguay bereits viele Freunde gewonnen; auch das letzte Ministerium in Montevideo stand den brasilianischen Plänen sehr nahe. Andererseits ist es begrifflich, daß ganz Argentinien bei dem Gedanken, Brasilien könnte Uruguay an sich reißen und dadurch bis an den Laplata vorrücken, in Erregung kommt. Brasilien besitzt eine überlegenheitsflotte, obwohl Argentinien vor kurzem gleichfalls Dreadnoughts bestellt hat. Kame Uruguay zu Brasilien in ein Bundesverhältnis, so würden sich die brasilianischen Dreadnoughts am Ausflusse des Laplata häuslich einrichten und gühigenfalls den Strom absperren: eine ungeheure Gefahr für Argentinien.

Hienach wird man beurtheilen können, was der jegige Zustand gegen die brasilienfreundliche Regierung Uruguays im Grunde bedeutet.

Es ist schlimm, wenn man sein Licht von einem Kerzenstummel leuchten lassen muß, aber töricht ist es, den Leuten vorzureden, der Kerzenstummel sei eine elektrische Bogenlampe. Sie gläubens nicht.

Die United Fruit Company hat ihr Geschäftsjahr mit einem ganz befremdlichen hohen Gewinn abgeschlossen. Bei den herrschenden Obstpreisen wird das wohl jedermann aufs Wort glauben.

Deutschlands Zukunft, so wurde uns oft erzählt, liegt auf dem Wasser. Nach der Rede Kaiser Wilhelms an die Seeladetten zu urtheilen, liegt Deutschlands Zukunft jetzt im Wasser.

Charlotte stand vor den schneebedeckten Stufen; die Kapote des pelzgefütterten Mantels war halb von ihrem blonden Haar gegliedert und das süße Gesicht sah in dem bloßen Mondlichte erschrocken leblich hervor; ihre Wäde hingem mit verzehrender Sehnsucht an den zwei hellerleuchteten Fenstern; sie hatte die Hände über die Brust gefaltet und achlos